

Wie schreibt sich Erinnerung in Sprache ein? Oder – wie klingt Sprache, die nach Erinnerung sucht? Bei Ricarda Messner ist es nicht das Suchen, sondern das Tasten, das dem Text seine Struktur verleiht. Eine stille Bewegung, eine Tür geht auf, ein Blick fällt auf eine vertraute Wand, ein Schlüssel steckt noch im Schloss. In ihrem Roman *Wo der Name wohnt* ist es genau dieses Tasten durch Räume, ein zielgerichtetes Tasten durch Erinnerungen, durch sprachlich verknüpfte Zeiten, das den Ton erzeugt. In leiser und stiller Intensität, in der Genauigkeit des Blicks, in der Rhythmik des Alltags, in dem, was bleibt, und in dem, was für immer verschwunden zu sein scheint, liegt die literarische Kraft des Debütromans Ricarda Messners.

»Erinnerungen und Alltag sind hier nah beieinander, liegen am Ende des Tages übereinander wie Kleidung auf Stühlen«, lässt uns die Erzählerin wissen, die sich durch vertraute Räume bewegt – durch Flure, Küchen, Treppenhäuser, durch Zeiten und Generationen. Sie lebt als Erwachsene in jener Berliner Wohnung, in der sie mit ihrer Mutter ihre ersten Lebensmonate verbracht hat. Im Haus direkt nebenan wohnen über Jahre hinweg die Großeltern, die sie schon als Kind besuchte, als der Tisch im Wohnzimmer noch als Tischtennisplatte diente. Nach dem Tod der Großmutter beginnt ein Prozess des Sichtbarmachens: Gegenstände wechseln die Wohnung, Gewohnheiten verändern ihre Bedeutung, Sprache wird zum Material der Erinnerung. Der Wunsch der Erzählerin, den Familiennamen – Levitanus – zurückzuerlangen, führt sie in eine Auseinandersetzung mit der Bürokratie und Vergangenheit. Sie reist nach Riga, folgt den Spuren des Urgroßvaters, auf den Spuren der Toten, über die ihr Großvater nicht spricht.

»Nie habe ich Großvater nach den Gesichtern seiner Familie gefragt, es gab keine Fotos, um Wangen, Münder, Augen seiner Eltern und Geschwister nebeneinanderzulegen. Er sprach nicht über seine Toten, nannte sie wenn dann nur beim Namen. Mutter Rosa. Vater Salomon. Bruder Alexander. Schwester Taube oder Tusja.«

Die Erzählerin liest die Zeugenaussagen, »die Worte anderer Augen«, was diese gesehen hatten, wie Urgroßvater Salomon im Rigaer Zentralgefängnis von Nationalsozialisten hingerichtet wurde, weil er jüdisch war. Die Erzählerin, zu diesem Zeitpunkt 15 Jahre alt, liest in den alten Akten aus dem Regal ihrer Mutter. Sie liest, wie der Urgroßvater totgeschlagen wurde, liest, ohne sich den Textabschnitt übersetzen zu lassen, liest, weil es keine Übersetzung braucht, weil Unaussprechliches trotzdem dasteht, ob es gelesen wird oder nicht. Der Mörder des

Urgroßvaters der Erzählerin verweist aus dem Buch heraus, aus der Erzählung hinaus, bis in die Gegenwart. Der lettische Nazi-Kollaborateur Edgars Laipenieks, wie sich einfach recherchieren lässt, lebte bis 1988 in den USA, unbehelligt, unbestraft.

In der Figur der Ich-Erzählerin – die zugleich als Suchende, als Archivarin, als Enkelin, als Tochter und als Bewohnerin eines konkreten Hauses auftritt – begegnet man einem sprechenden Ich, das weniger durch seine Psychologie charakterisiert wird als durch Bewegung. Es sind Wege, die gegangen werden: zwischen zwei Hausnummern, zwischen Erinnerungsbildern, zwischen Generationen. In der Bewegung zwischen diesen Polen entstehen Räume, die sich nicht fixieren lassen, sondern sich mit jedem Satz neu öffnen. Vielleicht könnte man sogar sagen, dass Messner schreibt, ohne zu beschreiben. Sie entwirft Bilder, indem sie Bewegungen protokolliert, Rhythmen sichtbar macht, Stimmen zitiert – nicht um einer erzählerischen Dramaturgie willen, sondern um die Art und Weise erfahrbar zu machen, wie Erinnerung sich in Sprache einschreibt. Die Wohnung der Großmutter, das Treppenhaus, das Nachbarhaus, die Küche – all diese Orte sind nicht Kulisse, sondern Gedächtnisräume. Es sind Räume, in denen sich Leben sedimentiert hat, in denen der Alltag zum Archiv geworden ist und in denen jeder Gegenstand – vom kleinen schwarzen Kochtopf bis zum Aktenordner – Träger einer Geschichte ist, die sich erst in der poetischen Aufmerksamkeit der Erzählung entfaltet. Erinnern ist hier keine Rückschau im Sinne eines linearen Rückblicks, sondern ein tastendes Verweilen in Momenten, deren Bedeutung sich oft erst in ihrer Wiederholung zeigt. Der 4. Dezember etwa – jener Tag, an dem die Wohnung der verstorbenen Großmutter das letzte Mal betreten wurde – kehrt als nicht notiertes, aber innerlich verankertes Datum immer wieder, nicht als Trauma, sondern als stilles Markierungszeichen im inneren Kalender der Erzählerin.

Messner zeichnet die Wege von vier Generationen nach: vom Leben und der Ermordung der Familie durch Nationalsozialisten, der Familie vom sowjetischen Lettland der 1970er-Jahre bis in das gegenwärtige Berlin. Was dabei entsteht, ist keine genealogische Erzählung im klassischen Sinn, sondern eine poetisch rhythmisierte Erkundung von Zugehörigkeit, Verlust, sprachlicher Formung und der Frage, was ein Name, ein Raum, eine Familie heute bedeuten kann.

Besonders bemerkenswert ist die Art und Weise, wie Nähe und Distanz verhandelt werden. Fein austariert, zwischen Tochter und Mutter, Enkelin und Großmutter, Ich und Du. Es geht nicht um das Festhalten von Beziehungen, sondern um das Registrieren ihrer Bewegungen, Verschiebungen, Unterbrechungen. Gerade dort, wo vermeintlich familiäre Intimität herrscht, entstehen Momente der Fremdheit, des Schweigens, des Unverständnisses – und umgekehrt:

Gerade dort, wo Entfernung angenommen wird, entsteht plötzliche Nähe. Auf formaler Ebene findet sich die Motivik auch durch die Anordnung des Textes wieder: Die Kapitel sind durch amtlich anmutende Formulierungen, etwa Antworten des Bezirksamts, voneinander abgetrennt. Diese nüchternen Sätze stehen schroff und zugleich still inmitten der literarischen Erzählung. Sie separieren die einzelnen Teile voneinander, fügen sie aber auch zusammen. Das erinnernde Ich muss sich zu ihnen verhalten, muss sich vielleicht gegen sie behaupten. Gerade diese Konfrontation – zwischen der gelebten Intimität des Namens und der anonymen Kategorisierung durch Paragraphen – macht *Wo der Name wohnt* zu einem Roman, der Ambivalenzen und Widersprüche nicht versucht zu glätten, sondern in Sprache übersetzt.

*Wo der Name wohnt* ist ein Text, der leise ist – aber nicht im Sinne von Zurückhaltung oder Bescheidenheit, sondern im Sinne einer Haltung, die das Laute nicht braucht, um seine Wirksamkeit zu entfalten. Es ist ein Text, der sich seiner Mittel sicher ist, der seine Sprache nicht zur Schau stellt, sondern ihr vertraut und der seine Leserinnen und Leser nicht belehrt, sondern ihnen eine Form anbietet, in der das Erinnern, das Fragen, das Suchen erst möglich wird.

In der Weise, wie in diesem Text nicht nur Erinnerungen weitergegeben werden, sondern auch deren Leerstellen, Brüche und Verstörungen, wird deutlich, dass hier nicht allein über familiäre Nähe erzählt wird, sondern auch über das, was von einer Generation zur nächsten nicht ausgesprochen, nicht erklärt wurde. Traumatisches wird dadurch durch leise Verschiebungen sichtbar: im Schweigen des Großvaters über seine Herkunft, in der Unfähigkeit der Mutter, auf bestimmte Fragen der Tochter zu antworten, in der wiederholten Geste, Dinge zu ordnen, aufzuräumen, zu sortieren – als könnte man das Unfassbare dadurch handhabbar machen.

Liebe Ricarda Messner, herzlichen Glückwunsch zum Literaturpreis der Stadt Fulda.